

zu verhelfen selbst um den Preis der Einheit; denn so hoch auch noch hier das Gut der Einheit geschätzt werden mag, das letzte, höchste Gut ist sie nicht mehr, und das Vertrauen, durch das Opfer für ihre Erhaltung würden, wenn auch auf geheimnisvollen Wegen, alle berechtigten Anliegen wirksam werden, entbehrte der sicheren Grundlagen.

Ketzer und Heilige sind darum wesentlich und aus einer letzten Haltung heraus verschieden. Allerdings, während wir wissen, daß die Menschen, denen die Kirche die Ehre der Altäre zuerkannt hat, wirklich Heilige sind — bei weitem nicht die einzigen —, urteilt über die persönliche Schuld oder Unschuld jener, die sich von der Kirche getrennt haben, zuletzt Gott und Er allein. Die Schuld mag ebenso schwer oder noch schwerer auf denen lasten, die innerhalb der Kirche es versäumt haben, die Forderungen Christi auf die rechte Weise zur Geltung zu bringen.

Nigg sagt in der Schlußbetrachtung seines Buches, daß heute die ketzerische Haltung die Regel, das kirchliche Christentum fast eine Ausnahme bedeute. Jedoch seien die Grundforderungen des modernen Menschen, der Anspruch, jede Behauptung an der eigenen Vernunft zu messen, und das Streben nach einer Freiheit, die durch keine Autorität beschränkt werde, daran, die Welt in Nihilismus und Sklaverei zu stürzen. Es muß also mit diesen Forderungen etwas nicht stimmen. In der Tat verwechselt man seit langem eine enge, bloß naturwissenschaftlich eingestellte Vernunft mit der Vernunft schlechthin;⁴ und die Auflehnung gegen unberechtigte Autoritäten ist zur Ablehnung jeder Autorität geworden. Die Hoffnung, die uns bleibt, ist die „Heimkehr der Ketzer“, die sich nach Nigg im Stillen vorbereitet. Für den gläubigen Christen eine Stunde schwerster Verantwortung! Sind wir bereit und weit genug, in allem, was nicht wesentlich, d. h. nicht Inhalt der Offenbarung ist und

mit ihrem Geist nicht in Widerspruch steht, die Kirche so zu gestalten, daß der heutige Mensch sich darin heimisch fühlt und mit seinen echten Errungenschaften darin Platz hat?

August Brunner S.J.

Neue Papyrusfunde in Ägypten

So sehr die Entdeckung hebräischer und aramäischer Lederhandschriften in einer Grotte der Wüste Juda die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich zog,¹ so selten hörte man bisher etwas von der fast gleichzeitig erfolgten Aufdeckung koptischer Papyruskodizes in Ägypten. Und doch haben wir es hier mit einem Funde zu tun, der nach dem Urteil von Fachleuten kaum seinesgleichen hat. Denn diesmal sind es nicht, wie zumeist, nur ein paar mehr oder minder zusammenhanglose Blätter, die ein glücklicher Zufall uns nach mehr als anderthalb Jahrtausenden in die Hände spielt, vielmehr sind es zum größten Teil ausgezeichnet erhaltene Bücher, die man aus dem Boden Ägyptens erhoben hat.²

Auch bei dieser Entdeckung fehlt es nicht an abenteuerlichen Einzelheiten. Im Jahre 1946 stießen Fellachen aus einem oberägyptischen Dorf nördlich Luxor bei Erdarbeiten auf ein Grab aus christlicher Zeit. Aus ihm holten sie einen Tonkrug, der mehrere koptische Handschriften enthielt. Aber so schnell wie die Schätze gehoben waren, so schnell waren sie auch wieder verschwunden — offenbar weil auch die armen Fellachs mittlerweile wissen, daß solch alte „Scharteken“ sich bezahlt

¹ Vgl. diese Zeitschrift, Bd. 144 (1949) S. 535—544; Theol. Literaturzeitung 75 (1950) S. 145—152; Hauptmann Philippe Lippens' Bericht über die Wiederentdeckung der Fundhöhle.

² Der folgende Bericht stützt sich auf die Erstveröffentlichungen der bei der Sicherung und Deutung des Fundes beteiligten Gelehrten Togo Mina und Jean Doresse in *Vigiliae Christ.* 2 (1948) S. 129—160 und 3 (1949) S. 129—141; vgl. auch S. Morenz in *Forschungen und Fortschritte* 26 (1950) S. 57—59.

⁴ Vgl. diese Zeitschrift Bd. 142, S. 401 bis 404; Bd. 144, S. 241—250.

machen. Immerhin gelangte eines dieser auf Papyrus geschriebenen Manuskripte auf einem kleinen Umweg an das Koptische Museum in Kairo; ein zweites kam, wie man später erfuhr, in Privatbesitz. Aber von Anfang an waren Gerüchte im Umlauf, daß es sich um viel mehr Bände gehandelt habe. Wo waren diese geblieben? Hatten die Bauern sie wirklich, wie es hieß, zum Teekochen verheizt? Vorerst blieb alles im Dunkel.

Im Jahre 1949 wurde ein Fachmann, der französische Koptologe Jean Doresse, auf die Suche geschickt. Zunächst konnte er den genauen Fundort feststellen. Dieser liegt am östlichen Nilufer, am Fuße des Gebel-et-Tarif, nahe bei dem alten Chenoboskeion. Der Ort ist jedem Kenner der alten Mönchsgeschichte vertraut. Hier hatte sich einst Pachomius, der Begründer des kōnōbitischen Mönchtums, durch die Taufe der Kirche angeschlossen und in einem verfallenen Sarapistempel sein Einsiedlerleben begonnen. Schließlich gelang es Doresse, den verschollenen Dokumenten auf die Spur zu kommen. Es setzten langwierige Verkaufsverhandlungen ein, die in dem Augenblick, da der erste authentische Bericht und die vorläufige Beschreibung der zum zweiten Mal entdeckten Schätze erschien, noch nicht abgeschlossen waren.

Überschaut man den ganzen Fund, dann begreift man die Begeisterung, die den glücklichen Entdecker überfiel. Bekam er doch hier die bedeutendste Sammlung alter Papyrustexte zu Gesicht, die jemals gefunden wurde, sei es was die Zahl der Dokumente, ihr vermutliches Alter oder ihren Erhaltungszustand anbelangt. Nimmt man die beiden Kodizes hinzu, von denen man von Anfang an wußte, dann enthält diese „Bibliothek von Chenoboskeion“ insgesamt zwölf Bände, von denen freilich zwei nur durch eine Reihe loser Blätter vertreten sind. Alle Texte sind auf Papyrus geschrieben und zu Büchern zusammengebunden. Trotz des ungemein gebrechlichen Materials ist

der Erhaltungszustand der Manuskripte außergewöhnlich gut. Neun der Bücher haben sogar noch ihre ursprüngliche Ledereinfassung. Selbst die Lederriemen, mit denen man die Kodizes verschnürte, sind noch erhalten und geben einen anschaulichen Kommentar zu der Vorschrift der Pachomiusregel: „Niemand soll, wenn er zum Chorgebet oder zu Tisch geht, sein Buch ungebunden liegen lassen.“ Gewiß hat der Papyrus, wohl auch durch die groben Hände der ersten Entdecker, hier und da gelitten. Aber von den 1000 Seiten, welche die Kodizes insgesamt enthalten, sind 794 völlig unversehrt, das gleiche gilt vom Kodex 1—4 als ganzen. Nach Doresse gibt es weder im Koptischen noch im Griechischen einen Papyruskodex, der an Schönheit und Wohlerhaltenheit ihnen gleichkommt.

Die nächste Überraschung brachte die sprachliche Untersuchung. Alle Texte sind in koptischer Sprache und Schrift abgefaßt. Die Mehrzahl ist im sahidischen Dialekt geschrieben, wie er bereits aus anderen Dokumenten Oberägyptens bekannt war. Drei der Kodizes dagegen sind in einem bislang unbekannten koptischen Dialekt abgefaßt, über dessen Eigenart man sich anscheinend noch nicht klar ist. Immerhin bietet die Entzifferung den Gelehrten keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Die genaue Datierung der einzelnen Stücke ist schwierig. Manche scheinen, nach der Schrift zu urteilen, aus der Zeit zwischen 250 und 300 zu stammen. Andere dagegen sind jünger und gehören in das Ende des 3. oder an den Anfang des 4. Jahrhunderts. Wenn man bedenkt, daß von den uns erhaltenen Bibelkodizes (nicht einzelne Blätter!) nur der Codex Vaticanus aus dem 4. Jahrhundert stammt, vermag man den paläographischen Wert der neuen Funde zu ermessen.

Wichtiger als all dies ist aber die Frage nach dem Inhalt der Bücher. Soweit man bisher feststellen konnte, handelt es sich ausschließlich um gnostische

Texte, also um Dokumente jener gefährlichen Strömung, die durch mehrere Jahrhunderte hindurch die Kirche beunruhigte. Der Gnostizismus „verflüchtigte den Inhalt der christlichen Offenbarung durch allegorische Auslegung, vermengte das, was von ihr übrigblieb, mit heidnischen Philosophemen und Elementen orientalischer Kulte und bildete so mit kühner Phantasietätigkeit neue Weltanschauungssysteme in mannigfachen Schattierungen.“³ Er war der Einbruch der philosophischen Spekulation und eines wildwuchernden Intellektualismus in das Christentum. Da der Gnostizismus allenthalben mit dem Anspruch eines geheimen höheren Wissens auftrat, bedeutete er vor allem für die gebildeten Kreise eine ständige Versuchung. Wie stark seine verführerische Kraft war, erkennen wir heute noch an der heftigen Gegenwirkung, die er bei christlichen Schriftstellern, zumal bei Irenäus von Lyon und Hippolyt von Rom auslöste. Dabei verstanden die Gnostiker es meisterhaft, ihre Schriften vor allen Nichteingeweihten sorgfältig zu hüten. Kein Wunder, daß die kirchlichen Gegner sich bei ihrer Bekämpfung schwer taten, weil sie im wesentlichen auf das Hörensagen angewiesen waren. Ebenso versteht man, daß das gnostische Schrifttum fast völlig verloren gegangen ist.

Um so größer ist heute die Überraschung, daß uns im 20. Jahrhundert n. Chr. plötzlich eine so umfassende Bibliothek gnostischer Originalschriften zugänglich geworden ist. Es würde zu weit führen, all die Titel anzuführen, die man bereits jetzt unterscheiden kann. Einige seien immerhin genannt. So besitzen wir nun das „Geheime Buch des Johannes“, und zwar gleich in zwei Fassungen, sodann ein „Thomas-“ und „Philippusevangelium“. Von diesen war nur das letztere bislang bekannt, aber auch nur nach seinem Titel bei Epiphanius (Haeres. 26, 13). Derselbe Kirchenvater muß auch von dem merkwürdigen Buch „Die Hypostase der Archon-

ten“ gewußt haben, das bei ihm allerdings „Buch der Norea“ heißt. Von der „Paraphrase des Seem“ wußte man durch einen Hinweis des Hippolyt von Rom, der freilich „Seem“ mit „Seth“ verwechselt. Aus den neuen Texten erfahren wir, daß die gnostischen Schriften nicht nur Spekulationen über die Entstehung der Welt und die Emanation der verschiedenen Äonen, Dyaden und Ogdoaden usw. enthielten, sondern auch Gegenstände der Ethik, wie etwa die „Lehren des Silvanus“. Natürlich fehlen auch apokalyptische Themen nicht, wie die „Apokalypse des Dositheus“ zeigt. Eine Überraschung eigener Art bot der 9. Band der Bibliothek. Er enthält außer den romanhaften „Acta Petri“ fünf hermetische Traktate, d. h. Schriften, in denen die phantastische Gestalt des Dreimalerhabenen Hermas eine wichtige Rolle spielt. Von diesen fünf Schriften kannte man bislang nur den „Asclepius“, aber auch nur aus der lateinischen Übersetzung des Pseudo-Apuleius. Die Tatsache, daß hier mitten in gnostischen Schriften ägyptischer Herkunft diese hermetischen Texte erscheinen, ist um so bedeutsamer, als man bisher kaum etwas von dem Einfluß dieses ausgesprochen griechischen Geheimschrifttums auf das ägyptische Denken wußte und vor allem nicht ahnte, daß die hermetischen Texte je als religiöse Bücher gewertet worden sind.

Überblickt man das Ganze, so ergibt sich, daß hier eine gnostische Bibliothek zu Tage kam, die ihres hohen Alters und ihrer Reichhaltigkeit wegen von unschätzbarem Wert ist.

Im einzelnen sieht Dorese die Bedeutung des Fundes in dreifacher Hinsicht. Da ist einmal der Beitrag zur Kenntnis der koptischen Sprache. Bis vor kurzem galten die Fragmente der Pachomiusregel als die ältesten christlichen Texte in koptischer Sprache. Dieses Urteil muß jetzt revidiert werden. Zudem wird durch die neuen Funde unsere Kenntnis des sahidischen Dialektes ungemein ausgeweitet, ganz

³ B. Altaner, Patrologie, 1938, S. 73.

zu schweigen von der Bezeugung eines bislang unbekannten Dialektes.

Sodann haben die Funde hohe Bedeutung für die Literaturgeschichte. Geben sie doch einen Einblick in die Bildung und Zusammensetzung der verschiedenen Typen apokrypher Schriften (Evangelien, Briefe, Apostelgeschichten, Apokalypsen usw.). Fragen der Priorität des griechischen oder koptischen Textes mancher Werke wird man nun in neuem Lichte behandeln können. Außerdem sind uns hier, ganz abgesehen von den literaturgeschichtlichen Zusammenhängen, Werke geschenkt, von denen das eine oder andere wegen seiner sprachlichen Schönheit einen hervorragenden Platz in der Geschichte der frühen orientalischen Literatur beanspruchen wird.

Besonders groß aber ist der Ertrag auf religionsgeschichtlichem Gebiet. Mit einem Mal ist unsere Kenntnis der gnostischen Literatur auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Denn von den 42 Büchern, die in diesen 12 Bänden vereinigt sind, war bisher fast alles — bis auf gelegentliche Titelangaben, kurze Zitate oder bestenfalls eine fremdsprachliche Übersetzung — völlig unbekannt. Wir sind für die Darstellung

gnostischen Denkens in Zukunft viel günstiger gestellt also sogar die christlichen Zeitgenossen selbst, da diese fast nie in das Schrifttum ihrer Gegner Einblick erhielten. Damit ist freilich auch gesagt, daß die bisherigen Darstellungen des Gnostizismus, wie wir sie etwa von H. Leisegang u. a. besitzen, von Grund auf überholt werden müssen, eine Arbeit, die noch lange Jahre beanspruchen wird.

Ob aus den Schriften auch für die Kenntnis des frühen Christentums etwas abfällt, ist vorläufig noch nicht abzusehen. Doresse warnt vor übereilten Voraussagen. Schon jetzt zeigt sich, daß zum mindesten die Exegese das eine oder andere zu tun bekommen wird, da die eingestreuten Bibeltexte untersucht werden müssen. Wie dem auch sei, die neuerschlossene Kenntnis jener gefährlichsten Häresie, mit der die Kirche des 2. und 3. Jahrhunderts auf Leben und Tod zu ringen hatte, bleibt ein unschätzbarer Gewinn. Man kann zum Schluß nur den Wunsch ausdrücken, daß es gelingen möge, die Schätze möglichst bald der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Heinrich Bacht S. J.

Besprechungen

Heilige Heimat

Das starke Festhalten unserer Vertriebenen an ihrer ostdeutschen oder sudetendeutschen Heimat entspringt nicht nur ihrer gemühtiefen Veranlagung, sondern hat seine Grundlagen in der jahrhundertalten Geschichte dieser deutschen Volksstämme, in der unleugbaren Bedeutung ihrer Dichtung, Musik, Kunst und Wissenschaft für die deutsche Kultur, in der unzerstörbaren Schönheit der Landschaften und in der wirtschaftlichen Bedeutung, Fruchtbarkeit und dem Bodenreichtum dieser Gebiete, deren Ausfall der deutsche Gesamtorganismus bitter genug spüren muß.¹

¹ Vgl. hierzu die beiden ausgezeichneten Sammelwerke „Wir Schlesier“ von Karl Turley und „Wir Sudetendeutschen“ von Wilhelm Pleyer, Salzburg, Akad. Gemeinschaftsverlag.

Was wir an unseren Ostgebieten hatten, das bringen eine Reihe von Büchern zum Bewußtsein, deren Thema das ausgezeichnete, mit vielen prachtvollen Fotos ausgestattete und von Dr. Johannes Kaps herausgegebene Werk „Heilige Heimat“ angibt.² In Lied, Gebet, Gedicht, Bild und Bericht erzählt es von Schlesiens Gnadenstätten, von seinen unvergeßlichen Wallfahrtsorten und Klöstern mit ihren herrlichen und kunstgeschichtlich bedeutsamen Kirchen. Dabei wird auch das Schicksal dieser heiligen Stätten inmitten der Kriegs- und Nachkriegsereignisse in die Schilderung einbezogen.

In ebenso guter Aufmachung gab der Benediktinerprior P. Ambrosius Rosa als zweiten Band der illustrierten Buchreihe

² Stuttgart, Brentano-Verlag (vormals Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau, Viktor Kubczak) 1. Band der Reihe „Die Dominsel“. (128 S.) DM 5.80.